

Artenschwund: Ein Enzian als Pflegefall

Der Böhmisches Enzian (*Gentianella bohemica*) ist eine typische Blütenpflanze des Böhmisches Massivs. Erst 1969 wurde er als eigene Art erkannt. Das zweijährige Gewächs wird bis 40 cm hoch und besitzt einen aufrechten, kahlen Stengel, der häufig rot überlaufen ist. Im unteren Stengelbereich ist der Enzian stark verzweigt. Die rötlich-violette Blütenkrone hat Glockenform. Weiße Fransen im Blütenschlund weisen Hummeln und Faltern den Weg zum Nektar.

Das seltene, streng geschützte Naturjuwel kommt im oberösterreichischen Böhmerwald, im Bayerischen Wald und in Südböhmen vor, befindet sich aber überall auf dem Rückzug. Von ehemals 1100 Fundorten sind nur noch 50 übriggeblieben. Von den ursprünglich sieben Vorkommen im Mühlviertel sind drei bereits erloschen. Grund: Der Lebensraum des Böhmisches Enzians – magere Extensivweiden und Borstgrasrasen – ist infolge von Nutzungsauf-

gabe, Aufforstung und Düngung stark bedroht.

Die traditionelle Bewirtschaftung oder Mahd wird immer seltener, Fichtenmonokulturen nehmen überhand. Besonders wichtig für den Bestand des Böhmisches Enzians wäre

die Beweidung, denn durch die Trittschäden der Tiere entstehen Lücken in der Grasnarbe, auf denen die Samen keimen können. Verfilzt hingegen die Bodendecke, haben die Samen keine Chance.

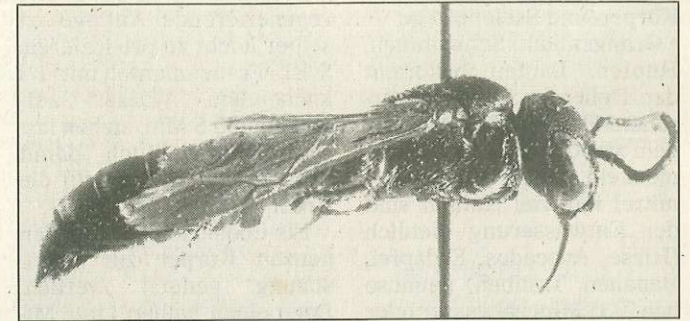
„Zur Rettung des Böhmi-

schen Enzians ist ein internationaler Erfahrungsaustausch dringend notwendig“, erklärt Karl Zimmerhackl, Leiter der Naturschutzjugend Haslach, die Reststandorte des Enzians erworben hat und dort versucht, durch spezielle Pflegeprogramme die Art zu erhalten. Von der Münchner Biologin Sabine Rösler wurden die jungen Naturschützer in die Methodik wissenschaftlicher Bestandserhebungen eingeführt. Jetzt versucht man es mit Bio-Monitoring.

Die Monitoring-Fläche soll den zentralen Bereich des Enzianstandortes umfassen – Mindestgröße 16 Quadratmeter. Bei einer Bestandsaufnahme auf der Monitoringfläche, die den Ausgangsstatus der Vegetation dokumentiert, werden die blühenden Exemplare markiert. Über dichte Bestände legt man ein Rasternetz. Dann überträgt man die Standorte auf Rasterpapier. In fünf Jahren soll die Prozedur wiederholt werden – zur Kontrolle der Pflegemaßnahmen.



Naturjuwel: der Enzian aus Böhmen Foto: Naturschutzjugend



Aufgespießt: die neue Scherenbienenart Foto: Landesmuseum

Ansfeldner Insektenforscher entdeckte in der Steiermark eine neue Wildbienenart

Sag mir, wie die HAARE sind

Auf einer Exkursion in Dietersdorf bei Fürstendorf (Steiermark) hatte der Ansfeldner Insektenforscher Maximilian Schwarz (65) im Vorjahr ein Heureka-Erlebnis. Mitten in einer naturbelassenen Wiese fiel sein kundiger Blick auf eine Wildbiene, die er noch nie zuvor gesehen hatte.

Flugs wurde das seltsame Insekt gefangen, mit Essigäther getötet und genadelt. Am Bio-Zentrum des OÖ. Landesmuseums in Linz machte sich Schwarz jetzt zusammen mit Fritz Gusenleitner (42), dem Chef der entomologischen Sammlung, an die Bestimmung. „Das stachellose Männchen, um das es sich handelt, ließ sich anhand der scherenartigen Mandibeln der Gattung der Scherenbienen zuordnen“, berichtet Gusenleitner.

Doch die Überraschung war groß, als unter dem Mikroskop die dünne, pinselartige Behaarung an der fünften Bauchplatte deutlich

wurde – alle bisher bekannten Arten der Gattung weisen dort nämlich breitflächigen Haarschmuck auf. Somit steht fest: Schwarz und Gusenleitner haben eine neue Wildbienenart entdeckt. Neu nicht nur für Österreich, sondern für die ganze Welt.

Die dunkel gefärbte Solitärbienenart erhielt den Namen „*Chelostoma styriacum*“. Sie wird sechs Millimeter groß und dürfte bei uns den äußersten Rand ihres Verbreitungsgebietes erreichen. Denn beim Vergleich mit anderen, bis dahin noch nicht bestimmten Funden stieß das Forscherduo am Bio-Zentrum auf acht Exemplare derselben Art. Sie stammen aus Griechenland, Bulgarien, Jugoslawien und Ungarn. Vermutlich ist die „neue“ *Chelostoma* wie ihre nächsten Verwandten an das Vorkommen von Glockenblumen gebunden und richtet ihre Nester in abgestorbenen Holzstrüngen und Käferbohrgängen ein.

Plutonium-Sonde Cassini im Anflug auf die Erde

Zum letzten Mal nimmt die unbemannte Raumsonde Cassini dieser Tage Schwung, um die nötige Geschwindigkeit für ihre Forschungsodyssee zum Planeten Saturn zu erreichen. Dazu benutzt sie das Schwe-

refeld der Erde als Katapult. In tausend Kilometern Höhe wird Cassini am 18. August unseren Planeten passieren. Kommt es beim Vorbeiflug allerdings zu geringfügigen Verschiebungen, könnte die Sonde in der Erdatmosphäre

verglühen.

Das könnte ungemütlich werden, denn Cassini hat 33 Kilo Plutonium an Bord. Bereits sechsmal ist es zu Abstürzen von Raumsonden mit radioaktivem Material gekommen, heißt es in einer

Aussendung von Anti Atom International (AAI). So sei am 21. April 1964 mit dem Satelliten SBN-3 ein Kilo Plutonium verglüht. Die Partikel hatten damals mit 4 % zur globalen Plutonium-Belastung beigetragen.